

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 113.

Sonntag, 14. Mai.

1916.

(7. Fortsetzung.)

Die Geschichte einer Frau.

Roman aus dem russischen Großstadtleben.

Von Hans Becker (Wiesbaden).

(Nachdruck verboten.)

„Wie bedauerlich, bestellen Sie Excellenz meinen Gruß, ich wünsche ihm baldige Besserung“, dann, als die Alte sich zum Gehen wandte, noch schnell: „Es ist doch nichts Ernstes?“

Die Wirtschaftlerin hob die Schultern und bewegte den Kopf:

„Man weiß noch nicht, der Doktor ist jetzt bei ihm — ich habe auch schon nach dem jungen Herrn geschickt, in den Jahren des Generals“ — wieder ein Heraufziehen der Schultern — „der Herr ist die letzte Zeit auch viel zu viel herumgefahren, hat seine Ruhe nicht ordentlich gehabt, ist erkältet.“

Dabei sah sie Vera vorwurfsvoll an: „Daran trägt du die Schuld“ lag in ihrem Blick.

„Also nochmals gute Besserung.“

Vera kehrte sich von ihr ab und ging ins Zimmer zurück, die Alte stieg die Treppe hinunter.

Erst jetzt kam bei Vera die Überlegung: Was nun — wollte das Schicksal ihr von neuem einen Streich spielen, war ihre Hoffnung auf eine bessere Zukunft zerstört?

„In den Jahren des Generals“ — die Worte der Haushälterin tönten in ihren Ohren — fast wollte es ihr zur Gewissheit werden, daß alles vorbei sei, sie sich weiter plagen müßte.

Nicht allein mit den Musikstunden, das wäre schließlich noch nicht das schlimmste — aber wenn aus ihrer Heirat nichts wurde, mußte sie daran denken, Geld zu verdienen. Dann konnte sie ja, wie die Mutter und Sergei ihr geraten, von Haus zu Haus laufen und französischen Unterricht erteilen.

Sie stöhnte auf: „Ekelhaft, dies Leben —“ und an allem war jener, ihr Mann, schuld, der sie feige verlassen, als er sie durch seine Schwindeleien ins Unglück gebracht.

Das weichere Gefühl, das vorher in ihr aufgestiegen, war verwischt, der frühere Borne gegen den Toten zurückgekehrt.

Die Mutter öffnete leise die Tür und steckte den Kopf herein:

„Vera, was ist, was wollte die Haushälterin?“

Auch das noch — nun sollte sie anfangen zu erklären und wohl gar anhören, daß Gott das so gefügt — also die Sache nur kurz machen und dann mit sich allein sein, auf die Straße laufen, sich Bewegung machen:

„Ach nichts Besonderes, Mama, der General hat sich erkältet, er kommt morgen oder übermorgen“ — und ohne ein Wort weiter, nahm sie ihren Pelz und ging aus dem Hause.

* * *

Wochen waren vergangen, einige wärmere Regentage hatten das Kälten des Frühlings verkünden wollen, doch es war wieder kalt geworden, eisige Luft wehte vom Ladogasee her, wo die Eismassen sich noch nicht gerührt hatten.

Erst wenn das Eis sich in Bewegung gesetzt und seinen Lauf durch die Neva hindurch in das Meer genommen hat, wird der Winter endgültig verdrängt. Nur die Sonne läßt sich nicht gebieten, mit ihren Strahlen am Mittag sucht sie zu zerstören, was Nachtfrast und Wind zuriüberobert — von den Dächern der Häuser rieselt es in glänzenden Tropfen, und der schon schwarz gewordene Schnee in den Straßen löst sich in breite Massen auf und macht das Gehen fast zur Unmöglichkeit.

Das empfand auch Vera, die eben aus einem Hause des Diteinsprospekts getreten war und den Weg nach ihrer Wohnung eingeschlagen hatte. Eine Strecke lang war sie, gegen den Wind ankämpfend, vordrängungsgekommen, jetzt mußte sie stehen bleiben, um einige Augenblicke zu ruhen und Atem zu schöpfen, dabei fühlte sie erst recht, wie, trotz Pelz und Überschuhen, die kalte Feuchtigkeit ihren Körper durchdrang und sie beben machte.

Den Kopf vorgebeugt, mit fest aufeinandergepreßten Lippen setzte sie ihren Weg fort — nur erst wieder eine warme Stube, einen anderen Wunsch hatte sie für den Moment nicht.

Was sollte sie denn auch noch wünschen und hoffen — es war alles in Trümmern gegangen, das ganze, große Glück, das ihr so nahe gewesen — der General war drei Tage nach seiner Erkrankung einer Lungenentzündung erlegen.

Am Abende vor seinem Tode hatte er sie zu sich bitten lassen, er war schon sehr schwach, aber anscheinend noch bei Besinnung. Er hatte ihre Hand ergriffen, dabei leise zu ihr gesagt:

„Wenn ich nicht mehr gesund werde, du sollst keine Not leiden, ich werde für dich sorgen, heute noch, ich erwarte nur —“

In diesen Minuten angesichts des todkranken Mannes hatte sie kaum auf diese Worte gehört, am anderen Tage, als sie seinen Tod erfuhr, fielen ihr diese wieder ein, und gleichzeitig mit dem Gedanken daran fühlte sie es wie eine Erlösung in sich aufsteigen: Sie war wieder frei, unabhängig, würde Geld haben, denn was anderes sonst konnte der Kranke gemeint haben, als daß er ihr einen Teil seines Vermögens hinterlasse? Von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tag wartete sie, daß ihr eine Nachricht darüber zugehen würde, doch es kam nichts, eine Woche und mehr war vergangen, ihre Hoffnung gesunken, vielleicht war der Sterbende nicht mehr dazu gekommen, sein Wort wahr zu machen. Aber sie hatte doch, als sie den Kranken wieder verlassen, einen Geistlichen und einen Herrn im Nebenzimmer gesehen, hatte gehört, wie der Diener diesen letzteren mit „Herr Notar“ angeredet — augenscheinlich hatte es sich doch um das Testament gehandelt. Und trotzdem war sie leer ausgegangen, nichts, nichts hatte sie erhalten, irgend etwas mußte dazwischen gekommen sein, was den General verhindert hatte, seinen letzten Willen zu äußern.

Nur langsam hatte sie sich in ihr Schicksal gefunden, den Geigenunterricht bei ihrem Lehrer fortgesetzt, doch damit nicht genug, sie hatte sich auch dazu verstehen müssen, etwas zu verdienen — müde und in all ihren Träumen vernichtet, auch das auf sich genommen.

Den Bemühungen ihres Bruders war es gelungen, ihr einige Schülerinnen zu verschaffen, nun war sie ja versorgt, lief tagaus, tagein von Haus zu Haus, und wenn sie erfroren und durchnäßt in ihrer Wohnung angelangt war, mußte sie üben, stundenlang üben, der Professor hatte das von neuem zur Bedingung gemacht, nachdem sie während der Zeit ihres Verkehrs mit dem General einige Male fast unvorbereitet in die Stunde gekommen war.

Und sie übte jetzt wirklich unermüdet, die Furcht, ihre letzte Aussicht zu verlieren, trieb sie immer wieder an, und wenn auch ohne Begeisterung, lazte sie sich doch, daß dies das einzige blieb, wodurch sie aus den jammervollen Verhältnissen erlöst werden könne.

Auch mit der Klavierkünstlerin, Olga Tartakowa, hatte sie den Verkehr aufrechterhalten, war wieder zu ihren Abenden gegangen, nachdem sie sich einige Tage nach dem Tode des Generals schon von ihr zurückgehalten. Sie wollte nicht bemitleidet sein, fürchtete, daß die Tartakowa sie bedauern würde, und hatte sich befriedigt gefühlt, als diese sie beim ersten Wiedersehen nur in die Arme geschlossen und geküßt, aber nichts gesprochen hatte.

Die Tartakowa war eine weltgewandte, kluge Frau — sie, die dazu geholfen, wußte ja am besten, welche Motive Vera veranlaßt, den Antrag des Generals anzunehmen, sie verstand, daß seine Worte zu machen wären, da das nicht lindernd, sondern eher verletzend wirken könnte.

Den Reffen des Generals hatte Vera nicht wieder gesehen, sie war auch nicht zum Begräbnis gegangen, trotzdem die Mutter darauf gedrungen — sie hatte es nicht über sich gebracht, sich vor den vielen Menschen zu zeigen, der eine oder der andere mochte doch wohl schon erfahren haben, daß sie die Braut des Verstorbenen gewesen, sie wollte sich nicht angaffen lassen.

Die Mutter hatte dann auch nichts mehr gesagt, saß wieder in ihrem Sessel und rauchte, das Leben im Hause hatte die frühere Ede angenommen — hoffnungslos, trostlos — denn auch Sergei ging nutzlos umher und war nicht mehr wie früher, irgend ein eigener Schmerz schien ihn zu bedrücken.

Vera hatte nicht gefragt, ihr war alles gleichgültig, sie hatte genug an ihren eigenen Gedanken, wollte sich nicht noch die Sorgen anderer aufladen.

Wieder mußte sie stehen bleiben, der Wind hatte ihr den Schleier vom Gesicht gerissen, mit erstarrten Zin- nern suchte sie daran zu ordnen, mußte dabei die Augen schließen, da ein mit Schnee vermischter kalter Regen eingesetzt hatte und ihr das Gesicht peitschte.

Im gleichen Augenblick fuhr dicht an die Porti- cello des Trottoirs, auf dem sie stand, ein Coupé heran, ein Gardeoffizier sprang heraus und trat auf sie zu, als sie die Augen öffnete, erkannte sie den Reffen des Generals.

„Vera Alexandrowna — entschuldigen Sie, daß ich Sie hier auf der Straße anpreche — aber Sie frieren, bleiben wir nicht stehen, gehen wir besser ein paar Schritte oder —“; er zögerte, wußte nicht, ob er ihr das anbieten dürfe: „Vielleicht nehmen Sie meinen Wagen, um nach Hause zu fahren.“

Vera war so überrascht, daß sie nicht gleich antwor- tete, dann aber, ohne zu überlegen, ob es schicklich oder nicht, nur von dem Verlangen beherrscht, aus der Kälte und Nässe herauszukommen, neigte sie den Kopf und ließ sich von ihm an das Coupé führen.

Der junge Offizier stieg vor der geöffneten Wagen- tür stehen und sah Vera fragend an, als er jedoch be- merkte, daß sie in die Ecke des Coupés rückte und ihm somit einen Platz frei ließ, nahm er dies für die Er- laubnis ebenfalls einzusteigen. (Fortsetzung folgt.)

Alfred Rethel.

(Zu seinem 100. Geburtstag, 15. Mai)

Von Dr. Paul Landau.

In unserer Zeit, da man sich wieder besinnt auf alles Große in deutschem Wesen und deutscher Kunst, bedeutet Rethels 100. Geburtstag mehr als ein bloßes Fest der Erinne- rung. 1841 schrieb Fried. Th. Vischer von diesem „rechten Mann, der echt deutsche Geschichte malt“: „Das ist er ja, das ist ja der Weg, den der deutsche Stil einschlagen muß, wenn er rein, wenn er klassisch und doch nicht unwahr schön sein soll. Das ist jene richtige Vermischung eines Zuges von Albrecht Dürer zu der plastisch geschwungenen Linie, die wir an der Antike, Linardo, Raffael und Michelangelo gelernt haben.“ Und mit andern Worten möchten wir es heute noch behaupten, daß jene Verschmelzung von Monumentalität und Zartheit, jene Vereinigung von Größe und Anmut, wie sie in Rethels Kunst sich offenbart, das Ideal einer rein deutschen Kunst ist, das uns heute als Vorbild dienen könnte. Rethel ist uns nicht nur der größte Geschichtsmaler des 19. Jahr- hunderts, der über Menzels Klein- und Feinmalerei hinaus die Ewigkeitsbezüge des Weltengeschicks festhält, sondern er war wohl überhaupt die genialste monumentale Begabung, die seit den Zeiten Dürers und Grünewalds in deutschen Lan- den erstanden ist. Seinen bedeutendsten Werken, der phan- tastisch grandiosen Vision seines Totentanzes, der Shake- speareschen Lebenskraft seines Hannibalzuges, den majestäti- schen Fresken des Aachener Rathauses haben wir in der neueren Kunst nichts Ähnliches an die Seite zu setzen.

Was uns in diesen erregten Tagen des Weltkrieges zu Rethel so unwiderstehlich hingieht, das ist das Geldehaste, leidenschaftlich Aufwühlende seines Werkes, die tiefgewaltige Bewegtheit seiner Bilder, die innerliche Macht des Ausdrucks. Er war ein Maler der Schlacht und des Helden. Er, der von sich selbst sagt, er seit von Jugend auf zum Schlachtenmaler bestimmt gewesen, gibt gleich in seinem ersten Werk, dem um 1832 entstandenen „Karl Martell in der Schlacht bei Tours“, eine kampfburchtobte Szene voller Wildheit und Helde- schwingung, und der Krieg ist stets sein Lieblingsthema gewesen, mag er in seinen Frühwerken das wilde Durcheinander rin- gender Männer, sich bäumender Pferde, stehender Lanzen, gezückter Streitkräfte und Schwerter darstellen, jene sinnlos ge- haltene Wut des Streites, die im brausenden Gewühl der Massen sich entläßt, oder mag er allmählich zu einer drama- tisch strafferen Form sich durchringen, da die fortstürmende Kraft sich sammelt in der Gestalt des einzelnen überragenden Helden. So treten aus diesen ungetüm gefügten Schlachten- positionen die großen Persönlichkeiten hervor; sie erhalten in seinen prachtvollen Bildern zum Nibelungenlied den schweren Ernst und die berbe Wucht des deutschen Heldenliedes; sie empfangen in andern Figuren, wie Gottfried von Bouillon, Binkelried, dem Cheruskier Hermann die persönliche Ver- klärung eines großen Augenblickes, und in dem gewaltigen Riesen des Karlsruherzuges, dieser Tragödie des Kampfes ur- wüchsiger Krieger mit der in Eis und Schnee starrenden Alpenwelt, findet die Darstellung des Helden ihre höchste Steigerung in dem Auftreten Hannibals, der ganz zuletzt wie ein erlösender, das gelobte Land zeigender Halbgott auftritt. Ebenso beherrscht in der „Schlacht bei Cordoba“, diesem Meisterstück der Aachener Fresken, die ansprengende Riesen- gestalt Karls d. Gr. mit dem geschwungenen Schwert die viel- gestaltige Wirren der kämpfenden Scharen. „Übermenschen“ sind es, die Rethel schildert, und zwar wählt er leidenschaft- liche, in ihrem Zorn furchtbar strafende, dramatisch handelnde Männer aus, wie Moses, der mit unvergleichlicher Geberde den Ägypter niederschlägt oder die Geseßestafeln zertrümmert, Paulus, wie er von der Erscheinung des Herrn betroffen auf seinem Pferde zurückprallt, Karl, den strafenden Rächer. Es ist sein eigenes, zornmühtiges, wild erregtes Wesen, dem er in solchen Figuren den monumentalen Ausdruck verleiht.

In einem lustigen Bildchen, in dem Joseph Schall beim Abschied Schwindts von Frankfurt 1847 die Frankfurter Künstlerchar karikiert, ist Rethel — als einzig tragische Figur in der komischen Runde — als der Sisyphos dargestellt, der

den Stein ewig zur Höhe wälzt, ohne sein Ziel zu erreichen. Als einer, der das Unmögliche begehrt, der den Dingen nachstrebt, erschien er den Freunden. Und wirklich ist dieser Sisyphus-Vergleich ein Symbol seines Schicksals, wenn man erwägt, welch Ungeheures in seinem Schaffen nur angelegt ist und wie früh er zusammenbrach. Die Künstlernatur brach schon in dem Knaben mit staunenswerter Kraft durch. Der Siebenjährige hat bereits eine fabelhafte Geschicklichkeit im Zeichnen und Beobachten; der Dreizehnjährige gilt auf der Düsseldorfer Akademie bald als Wunderknabe. Aber ihm genügt das Düsseldorfer Ideal, die auf äußerliche Bunttheit und sentimentale Frömmigkeit hini zielende Art des Direktors Wilhelm Schadow, nicht, und 10 Jahre lang ringt er sich los von der herrschenden Mode der abklingenden Romantik. Wohl ist Rethel in seinen ersten Werken vom predigenden Bonifatius bis zum huldenden Daniel in der Löwengrube beeinflusst von der damaligen Historienmalerei, besonders von Bessing. Aber sein Bestes gewinnt er aus der Überlieferung der Frühromantiker, von dem Nazarener Beit, der in Frankfurt sein Lehrer und Freund wird, und von jenen ernsten und edlen Künstlern, die wie Bismarck auch in dieser der Wirklichkeit entfremdeten Zeit ein tiefes Studium der Natur trieben. Die Astudien Rethels verraten ein inbrünstiges Ringen um die Erkenntnis des menschlichen Körpers, und die Entfaltung seines Farbensinnes geht von der leeren Bunttheit der Schadow-Schule zu jener besetzten Innigkeit, die von seiner Zeit so garnicht verstanden wurde. Rethel gehört wie jedem echten Romantiker die Kunst „unmittelbar zum nächsten Gefolge der christlichen Religion“, wie er in einem Briefe sagt.

Rethels Genie ist dem Heinrich von Kleists verwandt. Wie dieser am Anfang der dichterischen Romantik, über die er zu einer erhabenen Wirklichkeitskunst hinausdrängt. Wie Kleist, so ist auch Rethel in seiner Kunst von Geistern der Verzweiflung und der Angst gehebt, wie Kleist ist er auf der Höhe seines Schaffens, in der Mitte seines Lebensweges, zusammengebrochen. Es gibt ein ergreifendes Bild von ihm: „Remesio“. Mit flatterndem Haar und Mantel, den Dolch in der Hand, stürzt eine verzweifelte Gestalt über nächtliche Heide, und hinter ihr her schwebt, lichtumflossen, das Stundenglas hoch erhoben, das nackte Schwert gesenkt, ein schöner, strenger Engel. So ist Rethel durch die Welt geraft, gefolgt von dem Engel der Kunst, in dem er die strenge Göttin verehrte und fürchtete. Eine krankhafte Reizbarkeit mag ihm, der stets schwächlich und zart war, von Anfang an eigen gewesen sein; sie wird allmählich, besonders nach den Kämpfen um die Vollendung seines größten Werkes, der Nachener Fresken, bei der ihm ungerechte Kritik und kurzfristiger Publikumsgeschmack arg quälten, zu Menschenhaß und tiefer Niedergeschlagenheit. Hatte er den Tag über in dem Krönungssaal des Nachener Rathhauses an seinem unsterblichen Werk geschaffen, kam dann der Abend und klang eine wehmütige Musik von der Straße herein, „dann erlahmte der geschäftige Pinsel in seiner Hand, Tränen entfüzten den Augen, lautes, leidenschaftliches Schluchzen tönte durch die großen einsamen Räume, wo er zusammengefallen vor seiner Schöpfung saß.“

„Krankhaft überreizt, aber echt germanisch grauenvoll“ — so hat Rethels erster Biograph seinen Rathhagerzug genannt, noch befangen in dem Urteil seiner zum Zartem und Empfindsamen hinneigenden Zeit. Wir sehen heute in Rethels höchsten Werken nur noch das Monumentale, das Erhabene und Große, das echt-Deutsche, befreit von jenem persönlichen Zug des Verbösers und Grausigen, den er in einem tragischen Lebensschicksal überwunden.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Wünschelrutendienste. Die Trinkwasserversorgung unserer Truppen im Osten ist bei der dürftigen Kultur des Landes mitunter mit nicht geringen Schwierigkeiten verknüpft. Zur Auffindung von Wasserabern findet dort die vielumstrittene Wünschelrute mehrfach Verwendung, deren rätselhaften Fähigkeiten man seit Jahren nicht mehr so großes Wissen entgegenbringt wie in früheren Zeiten. In der Tat ist die Annahme, daß die Erfolge der Rutengänger auf Täuschung oder Selbstbetrug beruhen, daß das Vertrauen in die Wirksamkeit der Wünschelrute mittelalterlichem Aberglauben entstamme, heute nicht mehr zu rechtfertigen. Das

Bezeugen die amtlichen Berichte des Kaiserlichen Gouverneurs von Vindquist über die Erfolge der vom Landrat von Uslar in Südwest-Afrika gemachten Versuche, mit ihrer Hilfe Wasserquellen aufzufinden, die diesem geliebten Rutengänger auch zahlreiche Anerkennungs- und Dankschreiben von deutschen Ansiedlern eingetragen haben. Ist doch sogar auf einer früher 95 Kilometer messenden Durststrecke der Eisenbahnlinie Rumb-Neetmannshoop an zwei von Uslar bezeichneten Stellen Wasser erhobt worden. Auch die unter Anwendung der Wünschelrute mit glänzendem Erfolge ausgeführten Dichtungsarbeiten an der Talsperre zu Lambach, welche die Stadt Gotha vor ungeheurem Schaden bewahrten, sowie eine Anzahl beglaubigter Experimente des französischen Biologen Armand Bore, dem die Auffindung von Metallen, eisernen Pfeilen, Bronzeringen, Skeletten, unter indischen Gängen und Wasseradern damit gelang, machen es verständlich, daß Männer wie der Geheim-Admiralitätsrat Franzius (Niel), Geheim-Regierungsrat Prof. Dr. Weyrauch (Stuttgart), Geheim- und Oberbaurat Janssen und andere seit Jahren für die vorurteilslose Erforschung der Wünschelrutensfrage eintreten. Ein vor wenigen Jahren eigens zu diesem Zwecke ins Leben gemessener Verband existiert zu München und sammelt alles Material, welches zur Klärung der interessanten, vielfach noch ungelösten Probleme des Phänomens führen kann. Besonders merkwürdig ist der verschiedenartige Veranlagungsgrad der Rutengänger. Während einige nur die Gegenwart unterirdisch strömenden Wassers nachzuweisen vermögen, geben gelübtere auch dessen Richtung und Tiefe an; andere spüren die Anwesenheit von elektrischen Leitungen und Gasröhren, erkennen die verschiedensten Metalle und unterscheiden sie voneinander an der Stärke des Rutenausfalls. Noch andere können mit Hilfe des Instrumentes die Spur eines Menschen verfolgen und sogar die Befähigung gewisser Personen zum Gebrauch der Wünschelrute nachprüfen. Für diese individuelle Veranlagung kommen Männer und Frauen in Betracht. Schon im Altertum gab es Rutengänger unter den Ägyptern, von denen Mose den Gebrauch der Wünschelrute erlernte und seinem Volke gegenüber in der Wüste verwertete. Auch in heutiger Zeit wird diese bei den Indianern Bolivians und bei den südafrikanischen Zulus angewendet. Den physikalischen Vorgang, der zur Auffindung des Wassers führt, stellt man sich nach Weyrauch etwa so vor, daß irgendwelche aus dem Erdinneren bringende Strahlen durch die dahinschwebenden Wasserschichten gewissermaßen abgelenkt werden und der Rutengänger hierfür empfindlich ist. Da sich die gleiche Erscheinung nun auch auf andere Stoffe als Wasser beziehen kann, so wird der Rutenausfall vorläufig wohl kaum absolut zuverlässiger Hinweis für das Vorhandensein dieses Elementes gelten können. Doch leistet sein Zeugnis zweifellos schon dadurch wertvolle Dienste, daß es den Ingenieuren unnütze Bohrungen an solchen Stellen erspart, an denen die Rutte sich passiv verhält.

Neutrale Mode und Kriegskleider in Paris. Die Pariser Mode hat durch den Krieg eine höchst merkwürdige Spaltung erfahren. Einerseits vermag das französische Publikum sich gegenwärtig nicht die im Frieden üblichen, ebenso auffallenden wie kostspieligen Kleider zu leisten, andererseits wollen die großen französischen Modehäuser nicht ganz auf ihre früheren Gewinne verzichten. Darum gibt es zwei voneinander scharf abgegrenzte Modedirichtungen: eine Mode für die Neutrale und eine Mode für die Kriegsführenden. Die neutrale Mode weist die üblichen kostbaren Gesellschaftskleider auf, Kleider für Gartenfeste, für Galaperabende usw. Für diese Kleider findet auch wertvolles Material, wie Spitzen und Seiden, Verwendung. Die Abendkleider zeigen viel Züll und Schifon und sind vorzüglich in Schwarz und Weiß gehalten; auch Gold- und Silberstickerei wird vielfach als Schmuck verwandt. Ganz anders sieht es mit der „Kriegsmode“ aus, mit der die Französinen und die in Paris einkaufenden Engländerinnen sich begnügen müssen. Hier findet man, wie die „Times“ bemerkt, längst nichts mehr von dem Glanz der alten Tage. Neuerdings werden wieder ganz einfache, möglichst glatte Schneiderkleider eingeführt. Auch in Italien herabfallende Kleider aus einfacher Seide mit einem losen Gürtel sind für die bescheiden gewordenen französische Kriegsmode charakteristisch. Die „Times“ erhofft von einem Sieg der Franzosen bei Verdun eine Freudenstimmung, die auch die Kriegsmode wieder üppiger und farbiger zu gestalten vermöchte. Man muß zugeben, daß das Blatt wirklich viel von Verdun verlangt!

Schach

Alle die Schachsache betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen. Organ des Schachvereins Wiesbaden.

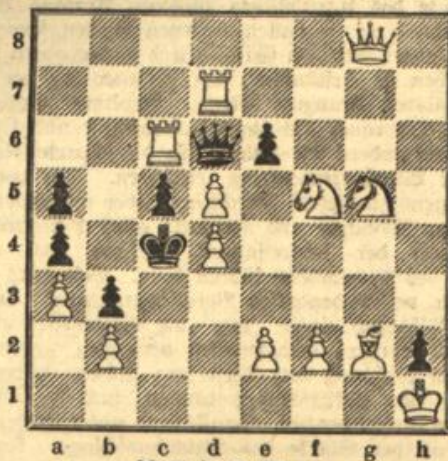
Redigiert von H. Diefenbach.

Wiesbadener Schachverein. Spielgelegenheit Samstags- und Mittwochsabends im Café Maldaner in der Marktstraße. Hauptspielabend: Samstags.

Wiesbaden, 14. Mai 1916.

Aufgaben.

452. Theodor Bode in Wiesbaden.



Matt in 2 Zügen.

453. J. Canveren in Amsterdam.

Weiß: Ka5, Da2, Tc4, Le3, Sc8, Bf2, g5. (7 Stück.)
Schwarz: Ke5, Tf1, Le4, Ba6, b5, c3, e6, e7, f5. (9 Stück.)
Matt in 3 Zügen.

Eine selten schöne Aufgabe.

Partie 165.

Gespielt in Wiesbaden 1916.

Weiß: K. Hofmann. Schwarz: E. Körper.¹⁾

- | | | | |
|------------|--------|-------------|---------------------------|
| 1. e2—e4 | e7—e5 | 12. Lc1—d2 | Lb4—c5 |
| 2. Sg1—f3 | d7—d6 | 13. Kg1—h1? | Lc5×f2 |
| 3. Lf3—c4 | Lf8—e7 | 14. Te1—f1 | Lf2—b6 |
| 4. Sb1—c3 | h7—h6 | 15. Sc3—e2 | Sb8—d7 |
| 5. d2—d4 | e5×d4 | 16. Ld2—c3 | Sf6—g4 |
| 6. Sf3×d4 | Sg8—f6 | 17. Dd1—e1 | Sg4—e3? |
| 7. 0—0 | c7—c6 | 18. Tf1—e3 | Tf8—e8 |
| 8. Tf1—e1 | 0—0 | 19. Tf3—g3! | d5—d4 |
| 9. Sd4—f5 | Lc8×f5 | 20. Se2×d4 | Se3×f5 |
| 10. e4×f5 | d6—d5 | 21. Sd4×f5! | Aufgegeben. ²⁾ |
| 11. Lc4—d3 | Le7—b4 | | |

¹⁾ E. K. sucht Partner, eventuell gegen Einsatz. Die Adresse ist durch uns zu erfahren. ²⁾ Auf 21. ... Te8×D folgt: 22. T×T, Sd7—f6; 23. Tg7†, Kf8; 24. Lc4, Sd5; 25. Th7. Schlägt Schwarz die Dame nicht, so folgt 23. Dd2 und der Angriff ist nicht zu parieren. Auf g6 antwortet Weiß mit 22. Sd7† nebst 23. S×g6, B×S; 24. T×B. Auf 21. ... folgt natürlich 22. T×g7† nebst Te7.

Auflösungen.

Nr. 448 (3 Züge). 1. Lh2, g3 2. T×g3.

Nr. 449 (3 Züge). 1. Tb8, Kf6 2. Th6+; 1. ... Kd4. 2. Td2+.

Richtige Lösungen sandten ein: F. S., J. K., Dr. M. und R. St. in Wiesbaden zu beiden Aufgaben, zu 448 auch Wdw. und zu 449 auch A. Dl. in Wiesbaden.

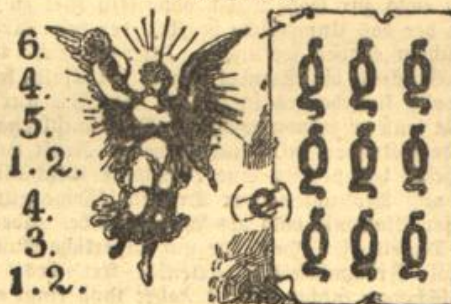
Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.

Logograph.

Die Russen hatten sich nicht erst das Wort, Gleich warfen sie's mit and'rem Fuße fort. Sie dachten, besser ist's, zu sein gefangen, Als immerfort vor unsern Kugeln bangen.

Bilderrätsel.



Spitzenrätsel.

u r o e e l a a i e e r o
r i t i e a t s d i g a t
e t n n t e m e l
e e n

Für die Punkte der obersten Reihe sind Buchstaben zu setzen, sodaß senkrecht bekannte Hauptwörter entstehen. Die ergänzten Buchstaben benennen im Zusammenhang ein bedeutsames Ereignis im gegenwärtigen Weltkriege.

Rätsel.

Das erste ist des Kampfes Ziel und Preis,
Nur der gerechten Sache wirds erstritten,
Viel Herzen, voller Inbrunst heiß,
Den Himmel lange um die zweite bitten.
Das ganze fühlt sich jeder Deutsche heut,
Der Geist des Ahnen führet ihm den Speer,
Dem Drachen gilt es, wie in alter Zeit —
Triff tödlich ihn ins Herz, du deutsche Wehr!

Auflösungen der Rätsel in Nr. 213.

Bilderrätsel: Des Einen Leben ist des Andern Tod. — Akrostichon: a) Wonne, Astern, Hose, Nudel, Asche, Horn, Uhr. b) Tonne, Ostern, Rose, Pudel, Esche, Dorn, Ohr. Torpedo. — Kriegerätsel: fort, Fort. — Auszählrätsel: Kampf um Douaumont. (Es wird mit 6 ausgezählt. — Rätsel: Bombe. — Silbenrätsel: Komitat, Raleigh, Olenec, Nemisee, Passeier, Reitdiep, Iturup, Nassau, Zeltinger. Kronprinz Rupprecht.

Für die Kinder.

Die Auflösung der „Knacknuß“ in der letzten Nummer der „Illustrierten Kinder-Zeitung des Wiesbadener Tagbl.“ ist diese: „Moritz teilte die 200 Klicker in 143 = 11×13 und 57 = 3×19.“ — Richtige Lösungen sandten ein: Luise Apholte, P. Abele, Walter Brosius, Anna u. Fritz Benkenstein, Moses Bernstein, Marie Besier, Kurt Berg, Kurt Bähr, Richard Binter, Agnes Weißenbach, Alex Christian, Karl Dönges, Hans Dietz, Erna u. Paul Engel, Theodor Geisel, Helene Groß, Elisabeth Herrchen, Willi Holdmann (Klarenthal), Else Hendrich, Meta Heineck, Heinz Harm, Trine Hofmann, Otto Heck, Röschen Junior, Henny Kohlmann, Hermann u. Max Kamenetzky, Else Knapp, Anna Kortwinkel, August Kreutzer, Eduard Kiefer, Karl Keis, Hubert Krier, Margarete Kaulbach, Elschen Kunz, Hans Lorenz, Helmut und Wolfgang Linck, Walter Löwenstein, Paul Lehmann, Herbert Lewin, Elisabeth Ludwig, L. Machenheimer, Karl und August Menges, Heinrich Meinecke, Erna Müller, Else Mühl, Karl Müller, Walter Peisker, Hans-Joachim Riedl, Max Erich von Reden, Heinz Rendelsmann, Ferdinand Reißig, Herta Remmert, Heinrich Rieß, Helene Ratner, Hildegard Stenzel, Sofy, Erna Schüller, Günter Schnaus, Fr. Steinhäuser, August Sohl, Rosa Voggenreiter, Marie Voggenreiter, Luise Weingärtner, Johanna Wagner, Röschen Werner, Heinrich Westmeier, August Wintermeyer, sämtlich in Wiesbaden, sowie Gärtnergehilfe Emil Clemenz in Rambach, Georg Boß und Fritz Stoll in Biebrich a. Rh., Adolf Lappohr in Dotzheim, Paul Kleber in Erbenheim, Hilda Feidt in Nordenstadt, Karl Wilhelm und Otto Brandt in Sonnenberg, W. Deichsel in Bierstadt, Ernst Beckhaus in Niederwalluf, Allan Dorré in Bad Ems, Albert Lutz in Oberlahnstein a. Rh., Berthold Löwenstein in Kirberg, Gardist Wilhelm Müller in Darmstadt, Robert Gotzel in Elbingerode im Harz

Der Landbote.

Volkstümliche Freibeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 5.

— o Erscheint allmonatlich. —

1916.



Die alte Stadt.

Weißt du das Lied wohl von der alten Stadt?
Wie Heimatgloden tönt es . . . süß und weh.
Mir ist, als ob ich ihre Türme seh
Auf dunklem, heimatfernen Pfad.

Das alte Tor . . . der Giebel ernste Schau . . .
Die stillen Straßen, drin das Mondlicht gleißt —
Da kniet die Sehnsucht, die so lang verwaist,
Und jauchzt und schluchzt: lieb' Mutter — süße Frau!

Aus traurem Fenster schaut ein fremd Gesicht;
Die alte Schwelle trägt ein neues Glück —
Und neue Schmerzen wachen in die Nacht.

Ich aber wende weinend mich zurück:
Die Fremde hält mich — und der Steg zerbricht,
Der mich ans Tor der alten Stadt gebracht.

Marie Sauer.

Der „Alex“ und die „ahl Her“.

Von Heinrich Waldschmidt.

Ein schöner Sommertag ist ins Land gekommen. Schon eine ganze Weile hat die Sonne ihr leuchtendes Angesicht über der „Zucke“ erhoben; so nennen die Leute vom Wald den hohen, bewaldeten Berg, der auf seinem Gipfel ein kleines Dörfchen trägt, wie der Westerwald so viele sein Eigen nennt. Die liebe Sonne bestrahlt unten im Tal die Reihe Häuschen an der Straße, die eins am anderen dicht nebeneinander stehen. Sie gehören zu einem Gebäudehaufen, der ehemals ein Eisenwerk beherbergte, das aber schon eine Reihe von Jahren stillsteht, weil es, der schwierigen Transportverhältnisse wegen, die Konkurrenz seiner großen Kollegen drunten im Siegerland nicht mehr aushalten konnte.

Die Sonne beleuchtet auch auf dem Bergzug gegenüber die Zeltbude, die einer Arbeiterchar als Ruhestätte für die Nacht dient; da droben wird eine Eisenbahn gebaut, die auch den Westerwald an die Welt anschließen soll. Noch ruhen die Schläfer aus von ihrem mühevollen Tagewerk. Noch ruhen auch die Schläfer da unten, doch nicht von mühevoller Arbeit, die kennen sie nicht. Sie leben, wie der Vogel im Nest, von Betteln und „Hausieren“, mit dem letzten Ausdruck suchen einige ihre Bettelfahrten wie mit einem schützenden Mantel zu bedecken. Der jetzige Besitzer des ehemaligen Eisenwerkes sucht aus seinem Besitztum einen Nutzen zu ziehen, indem er die Arbeiterhäuser an allerlei Volk vermietet, das sonst nirgends unterkommen kann. So hat sich denn hier ein Völkchen gesammelt, das von den Bewohnern des weiter talabwärts gelegenen Dorfes so gerne gesehen wird, wie man ein Schneewetter im Monat Mai sieht.

Mittlerweile ist es fünf Uhr geworden. Aus der Zeltbude oben kommt ein Arbeiter hervor und tritt an den Rand eines Felsvorsprungs, von wo aus man die Häuserreihe drunten im Tal sehen kann. Die hohle Hand hält er an den Mund und laut ertönt sein Ruf hinunter:

„Alex! Alex! A — — — leg!“

Eine kurze Weile wartet der Rufer, dann wieder:

„Alex! A — — — leg! A — — — leg!“

Und nun verschwindet er hinter der Bude.

Da öffnet sich unten eine der vielen Haustüren, heraus tritt eine große Gestalt mit langem, grauem Vollbart, nur angetan mit einem langen, weißen Hemd. Mit geballten Fäusten

droht die Gestalt nach oben und schreit: „Ihr Medesser! Ihr Lompen! Ihr Dntugde! Wat loost ihr die arme Leit net en Rouh? Ihr Lompesack! Eich well eich! Eich fohre no Wiesbore beim Herr Landesdirekter. De fall eich!“

So geht das Geschimpfe noch eine gute Weile weiter. Dann verschwindet der „Mann im Hemd“ hinter der Türe.

Kaum herrscht einige Zeit Ruhe, da tritt der Mann da oben wieder an den Felsenrand. Diesmal betont er seinen Ruf etwas anders:

„Ahl Her! Ah! He — e — e — e! Ah! H — e — e — e — e!“
Diesmal verschwindet er etwas eiliger hinter der schützenden Bude. — Wieder klappert da unten die Türe und heraus schiebt sich diesmal ein altes Weiblein, nur im schadhafsten Unterrod. Auch sie erhebt ihre Stimme, zwar nicht so laut, aber was der Fülle abgeht, das wird reichlich ersetzt durch die Fügigkeit, mit der die Worte hervortollern. Die Alte hat einen guten Zungenschlag:

„Pfuian, ihr Lompe! Pfuian, ihr Dollade! Pfuian pfuian! Eich su ze benemme, on uß ahle Leit des Besche Ruh net ze gönnen! Kömmert ich om eiere Arvet, ehr Faulenzer!“
Die Alte ist mit ihrem Sermon nicht so rasch fertig als ihr Gatte. Doch auch sie zieht sich endlich in ihre Wohnung zurück.

Der da oben hat immer noch nicht genug. Diesmal kommt der „Alex“ wieder an die Reihe, ihm folgt die „ahl Her“. So geht es eine geschlagene Stunde weiter, bis endlich um sechs Uhr die beginnende Arbeit dem lieblichen Zwiegespräch ein Ende macht. Natürlich hat der Spektakel zahlreiche Zuhörer herbeigelockt. Da oben wälzt sich eine Schar Eisenbahner vor Lachen. Da unten sehen die guten Nachbarn schadenfroh aus ihren Fenstern: der „Lumpenkonrad“, der „Knutchenpeter“, der „lange Esau“ und welche schöne Namen die Inassen der Lumpenkolonie da unten alle führen.

Ein sonderbares Pärchen, der „Alex“ und die „ahl Her“, oder wie sie von Gottes und Rechts wegen heißen: der Philipp Keeb und sein Weib, die Annemarie. So verschieden in ihrem Aussehen und so verschieden in ihrer Herkunft, daß man sich füglich wundern muß, wie sie zusammen gekommen sind! Er — groß und stark, mit heller Hautfarbe, die darauf schließen läßt, daß das jetzt graue Haupt- und Barthaar ehemals hellblond gewesen sei. Sie — klein und zierlich, mit kleinen, verschminkten Augen, mit schwarzem Haar und dunkler Hautfarbe, die fast die Meinung aufkommen läßt, die Wiege der Besitzerin habe „fern im Süd“, im schönen Spanien“ gestanden. Er — ein echter Bauernsohn aus einem Dörfchen da oben auf dem Westerwald, wo Wacholder und Basalte auf den Viehweiden friedlich beieinander haufen. Sie — ein Kind der Landstraße, eine Tochter umherziehender „Mannenmedesser“. Doch die Liebe, die alles verbindende, die nicht fragt nach Herkunft und Aussehen, die hat auch das ungleiche Paar vereinigt.

Auf ihren Zügen durchs Land war die schwarze Annemarie mit ihren Leuten auch in das stille Dörfchen gekommen. Dem kräftigen Bauernsohn dort hatten es die schwarzen Augen der schönen Annemarie angetan. Weder die Tränen der Mutter noch die Drohungen des Vaters hatten es vermocht, den seligen Wahn aus der Brust ihres Sohnes Philipp zu reißen, der ohnedies kein allzu großer Freund ernster Arbeit war. Heimlich hatte er sich aus dem Elternhaus entfernt, um der Geliebten zu folgen.

Nun begann ein Wanderleben. Philipp Keeb mußte sich doch zur Arbeit bequemen, und das brachte einzig und allein die Liebe fertig. Er lernte das Korbflechten aus dem ff, und dann heiratete er die Annemarie. Bald trennten sich die jungen Eheleute von den andern, weil die schwarze Annemarie erkannte, wie ihr Mann, der sich recht mühte, von ihren lieblichen

Brüdern ausgenutzt wurde. So zogen den Philipp Kees und seine Annemarie im Land umher; bald nicht mehr allein, denn bald lagen und saßen einige Kinder auf dem Hundewagen, der außerdem noch Weiden und Handwerkszeug und Kochgeschirr trug.

Doch das Wanderleben auf der Landstraße hat seine Gefahren, und Philipp Kees sollte die Wahrheit dieses Satzes bald an sich erfahren. Philipp Kees mußte mit der Zeit öfter, als nötig war, einen wärmenden Tropfen durch die Gurgel gießen.

Philipp Kees hat an manchen Abenden einen „Kleinen fipen“. Mit der Zeit trat dies Ereignis auch in der Mittagsstunde ein. Und dann wars kein „Kleiner“ mehr, sondern ein recht „Großer“. Philipp Kees bekam sogar eine rote Nase.

Und eines Tages, als er wieder einmal recht „schief geladen“ hatte, da stürzte Philipp Kees auf einer Fahrt durchs Land einer heißen Straßenböschung hinunter und brach den rechten Vorderarm dicht an der Hand. Und da der Patient meinte, der Arm würde auch heilen, wenn die Annemarie ihn verbinde, so kam's, daß der Arm schief wieder zusammenwuchs. Mit der Mannemacherei war's nun aus. Zwar so allerlei Fiklerereien, das ginge allenfalls noch, aber zum Unterhalt für eine Familie langte es nicht mehr. Was nun?

Die Annemarie wußte Rat. Eine Drehorgel wurde angeschafft und ein Bild mit einer Mordgeschichte.

Hast du sie noch in Erinnerung, lieber Leser, die fahrenden Leute, wie sie eines Tages ins Dörflein kamen mit der Drehorgel und einer Rolle, die von außen der Landarte in der Schule aufs Haar glich? Weißt du noch, wie du als Kind auch vor dem Wirtshaus gestanden und gewartet hast, bis der „Orgelsmann“ sein „Bild“ an eine Stange gebunden hatte, um ihm dann durchs ganze Dorf zu folgen?

Weißt du noch, wie du andächtig dem Gesang der Frau gelauscht hast, der so klang, als wenn Erbsen auf ein Brett kieseln? Hast du nicht auch mit Gruseln gelauscht, wenn der Mann mit lauter Stimme das bewegliche Schicksal seines Helden schilderte und dabei mit einem langen Haselstod über die blutrünstigen „Gemälde“ auf der Leinwand hinfuhr?

So ein Künstlerpaar waren nun auch Philipp Kees und seine Annemarie geworden.

* * *

Auf seinen Künstlerfahrten kam das Paar häufig mit einem Künstlerkollegen zusammen, der es verstand, die Harmonika zu spielen. Es war ein kurioses Männchen, der „Knutschenpeter“. Saß er auf einem Stuhl, so unterließ er sich kaum von einem anderen Mann; stand er aber auf, so war er nicht größer als ein zehnjähriger Junge. Der Herrgott hatte ihm nämlich zu einem normalen Oberkörper nur Kinderbeine gegeben. Seinen Namen „Knutschenpeter“ hatte er von seinem Instrument, das auf „Westerwälderisch“ „Knutsch“ benannt wird.

Besagter Knutschenpeter konnte dem Ehepaar Kees nicht genug von seiner neuen „Wannung“ rühmen, die er auf dem verlassenen Eisenwerk gemietet habe, sodaß Kees's Lust bekamen, sich auch dort häuslich niederzulassen, zumal es bei ihnen in Puntto „Wannung“ meistens bedenklich haperte.

Nun gut. Nicht lange dauerte es, so waren Philipp Kees und sein Weib Annemarie rechtmäßige Inassen besagter Arbeiterhäuser in dem zu Eingang geschlitterten Tal des Westerwaldes.

Wer nun zufrieden sein konnte, das waren der lange Philipp und seine Annemarie. Wer es aber nicht sein mochte, das war der Bürgermeister des talabwärts gelegenen Dorfes, zu dem das Eisenwerk mit allem Drum und Dran gehörte. „Denn“, so sagte sich der Herr Bürgermeister, „bleibt der lange „Orgelsmann“ über zwei Jahre wohnen, dann hat ihn die Gemeinde und behält ihn so sicher, wie der „Birrelmann die Laus“. Der Ortsgewaltige hat von seinem Standpunkt aus recht; der Erfahrung und der Reihe Arbeiterhäuser da oben dankte er diese Weisheit. Doch nicht umsonst wurde der Bürgermeister stundenweit als kluger Mann estimiert.

Als die Zeit kam, wo Kees's kostenloser Wandergewerbeschein erneuert werden mußte, da fügte der Bürgermeister dem Bittgesuch ein Säglein als gutachtliche Äußerung bei. Das Säglein lautete: „Antragsteller ist ein dem Trunk ergebenes Subjekt“. Und das war keine Unwahrheit.

Das Säglein aber brachte in Kees's Leben eine einschneidende Änderung zustande. Der Gewerbeschein wurde verweigert und Drehorgel und Bild hatten nun für immer Feierabend. Kees's konnten sie an einen würdigeren Kunstgenossen verkaufen.

Nun war „Holland in Rot“. Die alte Kunst des Mannemachens brachte zwar manchen Groschen ein, aber das war zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel. Annemarie zog auf die Bettelfahrt, aber da war der Gendarm bald dahinter. Schließlich mußte die Familie unterstützt werden. Da

aber Kees's noch keine zwei Jahre im Gemeindebezirk wohnten, sich auch sonst nirgends so lange aufgehalten hatten, so fiel die Familie dem Landarmenverband zur Last. Nun avancierte der Herr Landesdirektor (so hieß er damals noch) zu der Stelle des obersten Nothelfers und Schutzherrn in Philipp Kees's Gedankenwelt. Der Herr Landesdirektor kam bei Kees's gleich nach dem lieben Gott, manchmal auch vor ihm.

„Eich schreibe on de Herr Landestirekter no? Wisbore!“ Das wurde die stete Drohung. War die Not und die Bedrängnis, wirkliche und vermeintliche, besonders groß, dann verstieg sich Kees zu dem beängstigenden Wort: „Eich fohre no Wisbore bein Herr Landestirekter und verklahn ich!“ Letztere Drohung ist niemals zur Wahrheit geworden, das lag an Kees's chronischem Geldmangel; die erste hat er oft genug verwirklicht. Daß der lange Philipp auch wärmerer Gefühle für seinen Herrn Nothelfer fähig war, das bezeugt ein Brief, eine Neujahrsgratulation enthaltend, an den Herrn Landesdirektor. Dieses Schreiben kam auf dem Instanzenweg an die Ortsbehörde zurück, weil dem herzlichsten Glückwunsche noch eine bescheidene Bitte beigefügt war. Das wichtige Schriftstück auf zwei Blättern, die Kees aus dem Schreibheft seines jüngsten Sprößlings herausgerissen hatte, lautete:

„Hocherwüthiger Herr Landestirekter!

Das neie Jar ist angelohmen, der liebe Gohd hats selber bejehrt darum gratuliere ich dem Herr Landestirekter auch vielmahls zum neie Jar. Ich heiße Philipp Kees und sein Landahrmer in M., auch ihrer Frau un ihre Rinner, wenn se der haive. Ich wünsche das der Herr Landestirekter das neie Jar noch vielmals erliewe kann. Sie ofe auf dem Westerwald ist derich kahlit, was aber der Herr Landestirekter in Wisbore net spüre werd. Darum bitte ich den Herr Landestirekter um ein überiges un he möcht uns ahrme Leit für ebbes Holz sorge tun. Der liebe Gohd solt ihm vielmahls belohne.

Es grüßt vielmahls Euer Freund

Philipp Kees und seine Frau Annemarie.“

Nun, das Schreiben hat seine Wirkung getan.

Doch die Unterstützungen vom Landarmenverband waren wohlweislich so bemessen, daß Kees's nicht ganz die Rentnerrolle spielen konnten, sie mußten auch die Hände rühren, so schwer es ihnen wurde. So traute ihnen die Gemeinde einige Sommer hindurch die Viehherde des Dorfes an. Dazu schaffte sich Philipp einen Hund als Gehülfsen an, dem er den schönen Namen „Alex“ beilegte. Weil der Herr Hundebesitzer aber diesen Namen öfter brauchte, als es die Umstände erforderten, so legten die Dorfbuben ihrerseits besagten schönen Namen auch dem langen Orgelsmann a. D. bei. Aus dem Philipp wurde also ein „Alex“. Und da die Dorfbuben es für unschädlich hielten, nur bei dem Herrn Kees eine Namensänderung vorzunehmen, so waren sie auch bei Frau Kees auf eine gleiche Maßregel bedacht. Sie verwandten auch bei ihr jenen ominösen Namen, nur in etwas anderer Betonung, so wurde aus Frau Annemarie eine „ahl Her“.

Das waren nun die Jöpschen, an denen Dorfübermut und Dorftrübsel (es waren nicht immer Buben aus dem ersten und zweiten Jahrgang, die sie ausübten) das alte Ehepaar zupfsten. Die Geschimpften wußten sich auf ihre Art reichlich zu revanchieren, ihr bewegtes Landstraßenleben hatte ihnen Gelegenheit gegeben, ihr Schimpfexikon recht reichlich auszustatten. In der Kunst des Schimpfens erreichten sie schließlich solche Fertigkeit, daß Kees's mit Glanz ihr Meisterstück darin hätten machen können.

* * *

Die Welt schreitet fort. Philipp Kees und sein Weib Annemarie waren alte Leute geworden, ja so alte, daß sie kaum noch wußten, wie alt sie waren.

„Na, Kees, wie alt seid ihr eigentlich?“ fragte wohl mancher. „Su ahlt, wie uns ahle Herzog!“ gab Kees mit einem tiefen Bückling zur Antwort, den er von der Drehorgelzeit noch beibehalten hatte. Ja, Kees setzte sich gern mit hohen Leuten in Beziehung.

„Kees, von wem habt ihr den schönen Rod?“

Von unserm Herr Dikan!“ kam als Antwort, wenn das Kleidungsstück auch aus dem Lumpensack des Nachbarn „Lumpensonrad“ stammte.

Die Welt schreitet weiter. Nicht nur bei Kees's. Die Industrie wollte sich auch den Westerwald erobern. Besonders das unbenuzte Hammerwerk war ihr schon lange ein Dorn im Auge.

Da erschien eines Tages ein feiner Herr vom Niederrhein, besah sich alle Gebäulichkeiten und kaufte alles: Fabrik und Arbeiterhäuser mit allem Drum und Dran, ausgenommen der Inassen letzterer, zwei- und mehrbeiniger.

Eine Knopffabrik sollte angelegt werden. — Die Bewohner der Häuschen stoben auseinander wie ein Nest voll flügger Späßen, nur Keeb blieb. „Mir sein Landesarme, mir ziehe net aus. Eich verlan ich beim Herr Landesdirekter!“ so setzte Keeb allen Auszugsmahnungen entgegen. Die Ortsbehörde sollte sich nach einer anderen Wohnung für Keeb umsehen, so war es von oben angeordnet worden. Alle Bemühungen in diesen Richtungen blieben ohne Erfolg. Konnte man es den Leuten im Dorfe verdenken, wenn sie von dem zänkischen Ehepaar nichts wissen wollten?

Nun sollten Keeb's ins Verjorgungshaus nach Hadamar.

„Eich gehn net no Haremer, do lamer sein Stämmel net rauchen, un Schnaps triet mer gar fein“, so erklärte Keeb. Am meisten mochte der Alte wohl besorgt sein wegen des Verlustes seiner ungebundenen Freiheit.

Die Mahnungen zur Abreise wurden dringender, schließlich wurde dem Halsstarrigen angedroht, daß er an einem bestimmten Tag durch die Polizei abgeführt werden würde.

Der Tag kam. Am frühen Morgen betrat der Polizeidiener durch die merkwürdigerweise offene Haustüre den Hausflur und fand Keeb — am Treppengeländer baumelnd. In der Nacht, als Annemarie schlief, hatte er sich aufgehängt.

Annemarie war sonderbar still. Sie setzte sich neben den Toten, ohne Tränen, ohne Wort. Am anderen Morgen saß sie noch, nun aber still für immer.

„Ein Herzschlag!“ sagte der Doktor.

Nun blieben sie doch im Dorf, die beiden Alten. Sie waren in ihren alten Tagen doch nicht nach Hadamar gezogen. Auf dem Dorfkirchhof fanden sie endlich in einem Grab eine neue „Wannung“, aus der sie niemand vertreiben konnte.

„Ödlandkultur.“

Ödland mit kulturfähigem Boden besitzt Deutschland noch in großen Flächen. Man braucht dabei nicht gerade an die Lüneburger Heide oder die Westdeutschen Moore zu denken. Es gibt auch anderwärts noch Flächen, die der Bearbeitung harren, die teils als Acker- und Weideland, teils als Wald nutzbar gemacht werden könnten. Schon seit Jahren ist man bemüht, diese nutzlosen Flächen in wertvolles, eintägiges Gelände zu verwandeln. Doch ging die Arbeit meistens in ziemlich langsamem Tempo vorwärts. Der Krieg hat den Gang der Arbeiten beschleunigt, denn der Ausbesserungsplan Englands zwingt, neuen Ackerboden zu schaffen. Dazu kommen noch die vielen Kriegsgefangenen, die beschäftigt werden müssen, und deren Arbeitskraft dem großen Wert der inneren Kolonisation dienstbar sein kann. Kriegsgefangene sind es deshalb auch wohl überall, die jene unwirtlichen Striche, die in den verschiedensten Teilen Deutschlands gelegen sind, urbar machen. Es sei gestattet, einige Ergebnisse und Zahlen über die Ausdehnung der gewaltigen Arbeit zu bringen, die zum Wohl unseres Vaterlandes unternommen werden zum Segen für alle Zeiten. Die Angaben sind aus verschiedenen Nummern der bekannten Zeitschrift „Das Land“ entnommen. Besonders kommt die Provinz Hannover in Betracht. Von folgenden Arbeiten wird gemeldet: Im Regierungsbezirk Stade die Urbarmachung des Hemels-, Stellings- und Kartumer Moores mit 8000 Morgen, in dem Kreise Verdenbrück das Vieter Moor, im Kreise Wittlage das Kuppelner Moor, im Kreise Gifhorn das Festschloßmoor und im Kreise Bremervörde das Ebersdorfer Moor. — In der Lüneburger Heide sind nach dem Bericht des königlichen Landrates Rotberg auf der diesjährigen Hauptversammlung des „Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege“ in Berlin allein im Kreise Fallingb., der 400 000 Morgen groß ist, noch 100 000 Morgen Ödland. Man hat in den letzten 8 Jahren dort aus ertragslosem Ödland drei blühende Kolonien geschaffen: Corbinger, Dreikronen und Schneehöhe. Eine vierte Kolonie ist auf dem etwa 10 000 Morgen großen Osterholzer Moor im Entstehen begriffen. 1500 Kriegsgefangene arbeiten dort für den Kreis Fallingb., der die Arbeiten ausführen läßt. Schon sind 1500 Morgen fertig in kulturfähigen Boden verwandelt. — Gewaltige Flächen sind auch in Ostpreußen, in der Gegend von Emden, in Arbeit. Es handelt sich um Gebiete von 16 000 Hektaren, die der Staat bebauen läßt und die einen Kostenaufwand von 6,1 Millionen erfordern werden. — In der Provinz Brandenburg kommt die Kultivierung des Haveländischen Niederungs-

moores und des Rhin-Buches in Betracht. — Im Kreise Reddinghausen sind bereits 4000 Morgen mit einem Kostenaufwand von 400 000 Mk. zum Anbau von Hafer, Kartoffeln und Runkelrüben hergestellt worden. — Auch in Württemberg ist man an der Arbeit. Dort harren 30 000 Hektar der Urbarmachung. Hier steht durch Gründung von Moorgenossenschaften eine planmäßige Herstellung der parzellierten Moorflächen in Aussicht.

Das sind nur einige Beispiele aus der geleisteten und noch zu leistenden Arbeit. Die Kosten, die sich in Tausende, ja Millionen belaufen, werden von Gemeinden oder von Kreisen oder auch von Genossenschaften getragen. Auch der Staat läßt Moore, die sein Eigentum sind, urbar machen, so in der Gegend von Emden. Außerdem stehen für den Zweck der Ödlandkulturen auch den Gemeinden, Kreisen usw. Staatsmittel zur Verfügung, die als Staatszuschüsse, als zinsfrei oder zu niedrigem Zinsfuß gegebene Darlehen bewilligt werden.

Auf dem gewonnenen Land werden Kolonien gegründet und Landwirte oder Arbeiter angesiedelt. Die einzelnen Landgüter, die 15 bis 30 Morgen groß sind, werden entweder als Eigengüter oder als Rentengüter vergeben.

Welche Bodenwertsteigerung die Ödlandkultur im Gefolge hat, das ergibt sich aus einer Berechnung des Provinzialausschusses der Provinz Westfalen. Dort haben die zur beschleunigten Urbarmachung von Ödlandereien bewilligten und in Aussicht genommenen Beihilfen 778 000 Mk. betragen, wofür rund 21 000 Hektare mit einem Betrag von 37,50 Mk. für den Hektar urbar gemacht wurden. Die staatlichen Beihilfen haben 627 000 Mk. betragen. An Darlehen wurden 5,2 Millionen aufgenommen, wobei es sich um die zu ermäßigtem Zinsfuß vom Staat bereitgestellten Summen für Bodenverbesserungsgenossenschaften handelt. Rechnet man den Wert eines Hektars kultivierten Landes nur zu 800 Mk., so ergeben jene 21 000 Hektare einen Wertzuwachs des Bodens in der Provinz Westfalen von 17 Millionen Mark. Diese urbarmachte Fläche beträgt nur $\frac{1}{5}$ des ganzen in der Provinz Westfalen liegenden Ödlandes, das 115 494 Hektar ausmacht.

Unsere engere Heimat Nassau hat nicht mehr solche große Flächen ungenutzten Boden aufzuweisen. Nur auf dem Westerwald sind noch Ödlandflächen von Bedeutung, wenn auch gegen jene in Norddeutschland gelegene nur Zwerge. Auch auf dem Westerwald hat man schon seit Jahren aus diesen Flächen Viehweiden oder doch Nichtenwäldungen geschaffen. Ein etwas beschleunigteres Vorkommen brachte auch hier der Krieg mit seinen vielen Kriegsgefangenen. Eine ganze Anzahl Gemeinden auf dem Westerwald, auch solche der Rheinprovinz, läßt es sich anlegen sein, Kriegsgefangene zur Melioration von Weideland zu benützen.

Zahlenangaben über die Ausdehnung der Arbeit liegen mir nicht vor. Sie wären aber für die Allgemeinheit zu wissen wünschenswert. Hoffentlich werden sie für unseren Bezirk einmal zusammengestellt.

W. S.

An meine Frau!

Von Fritz Mayer, Geynhausen.

(Gefallen als Leutnant im Westen.)

Wenn ich einst fallen sollt', dann muß dein Sinn
Sich still in Gottes heil'gen Willen fügen,
Dann muß es dir zu süßem Trost genügen,
Daß ich den Heldentod gestorben bin;
Dann zeige stolz in leidverklärten Zügen,
Wieviel du gabst dem Vaterlande hin. —
Schwer liegt auf Blütenkelchen oft der Tau,
Das Leid kommt auch vom Himmel, liebste Frau.

Wenn ich einst fallen sollt', dann muß dein Mund
Den lieben Kindern deinen Schmerz verhehlen;
Dann mußt du ihnen viel von mir erzählen,
Und wie ich euch geliebt, tu' ihnen kund.
Wenn sich die lezten Sonnenstrahlen stehlen
Zu euch ins Zimmer bis zur Abendstund',
Und man dein Antlitz sieht nicht so genau,
Dann darfst du auch mal weinen, liebste Frau!

(„Champagne-Kriegszeitung.“)

Umschau.

Läuten der Betglode. Mit der Wiederbelebung und Verinnerlichung der Betglodenläute beschäftigen sich zur Zeit die Kirchenbehörden. Das Königl. Konsistorium in Wiesbaden bemerkt hierzu: Nach unserer Kenntnis der Verhältnisse ist das uralte herkömmliche Gebetsläuten in unserem Bezirke fast durchgängig von den Kirchen auf die bürgerlichen Gemeinden übergegangen und wird von diesen als Morgen-, Mittag- und Abendläuten, an einigen Orten auch noch als Zehn- und Fünfuhr-(Türken)-Geläute festgehalten und geübt. Die Bedeutung des Gebetsläutens ist infolge dieses Wechsels den meisten Gemeinden völlig abhanden gekommen. Die später gegründeten Kirchengemeinden der Diaspora und an größeren Orten haben das Morgen-, Mittag- und Abendgeläute wohl überhaupt nicht eingeführt. Die Not der Zeit lehrt indessen auch in diesem Stücke den Segen der schönen Vätersitte wieder neu erkennen und würdigen. Es ist daher dringend erwünscht, daß im Religions- und Konfirmanden-Unterrichte, in der Predigt und Seelsorge, namentlich auch in den Kriegesbetstunden, von denen wir annehmen dürfen, daß sie jetzt in allen Gemeinden gehalten werden, auf die Bedeutung der Betglode aufmerksam gemacht und die Rückkehr zu dem gesegneten Brauch unserer Väter angebahnt werde.

*** Kirchliche Andachten zum Gedächtnis gefallener Krieger.** Auf dem Lande hat sich während des Krieges die Sitte ausgebildet, zum Gedächtnis gefallener Krieger und zum Troste der Angehörigen kirchliche Andachten abzuhalten. Verschieden ist die Art dieser Feiern. Während an den einen Orten besondere Gottesdienste stattfinden, an denen die ganze Gemeinde teilnimmt, sammelt der Geistliche an anderen Orten im elterlichen Hause die Angehörigen und Freunde des Gefallenen zu einer stillen Feier um sich. Wir halten diese letztere Art der Gedächtnisfeiern für die glücklichste. Diese Trostspendung von Mund zu Mund scheint für das trostbedürftige Gemüt viel tiefer zu gehen, als jene Feiern in der Kirche.

*** Die Ansiedlung von Kriegerwitwen aus der Stadt auf dem Lande.** In Kreisen, die sich mit ländlicher Wohlfahrts- und Heimatpflege beschäftigen, ist der Gedanke erwogen worden, Kriegerwitwen aus der Stadt auf dem Lande anzusiedeln. Man glaubt, ihnen ein gesünderes und wohlfeileres Leben auf dem Lande schaffen zu können, besonders wenn ihnen die Zupacht eines Gartens und die Haltung von Kleinvieh ermöglicht würde. Der Gedanke scheint uns kein besonders glücklicher zu sein; denn im allgemeinen wird sich doch wohl kaum eine Kriegerwitwe aus der Stadt zum Leben auf dem Lande hingezogen fühlen, selbst dann, wenn sie vom Lande stammt. Ganz ohne Grund ist diese Abneigung gegen das Land nicht; man bedenke z. B., wie wenig doch noch auf dem Lande für die Kriegsfürsorge geschieht, und wie wenig die allgemeine Wohlfahrtspflege auf dem Lande noch ausgebaut ist, während die großen Städte große Summen für diese Zwecke ausgeben, nicht nur jetzt, sondern auch in Friedenszeiten. Dann gehört doch zur gewinnbringenden Beschäftigung auf dem Lande auch Kenntnis und Geschick. Es ist z. B. mancherlei zu wissen und zu bedenken nötig, wenn man mit Nutzen aus einem kleinen Ferkel ein Mastschwein erziehen will. Eine wirtschaftliche Hausfrau wird aber auch in der Stadt ihr Fortkommen finden können, während eine Stadtfrau ohne Wirtschaftsgeschick auf dem Lande noch viel eher in Not geraten wird als in der Stadt. W—N.

*** Hauswirtschaftlicher Unterricht.** Im Verwaltungsbericht des Kreises St. Goarshausen für das Rechnungsjahr 1915 lesen wir: Nachdem die Einrichtung des hauswirtschaftlichen Unterrichts für die schulpflichtige weibliche Jugend (den Mädchen des letzten Jahrgangs der Volksschulen) in den angeschlossenen Gemeinden des Kreises sich bewährt hat, ist dieselbe auch im Berichtsjahre fortgesetzt worden. Dem Unterricht haben die Mädchen des letzten Jahrgangs beizuwohnen. Die Einrichtung ist so getroffen, daß die betreffenden Mädchen der Volksschule aus mehreren Gemeinden an einem hierfür geeigneten Orte, wo die Einrichtungen für den Kursus geschaffen werden, an einem Tage der Woche zusammenkommen und dort durch die vom Kreise angestellte Hauswirtschaftslehrerin unterrichtet werden. An den einzelnen Schulorten den Unterricht erteilen zu lassen, ist nicht angängig, weil dann an jedem Orte eine Einrichtung geschaffen werden müßte und die Einrichtungskosten dann zu groß sein würden im Verhältnis zu der geringen Kinderzahl aus jedem Schulorte. Bei einem Herde können 12 Mädchen teilnehmen. Der Unterricht wird während der Sommermonate für die Dauer von 24 Wochen erteilt und war, wie die Verpflegung der Kinder am Schulorte, unentgeltlich. In einzelnen Schulen wurde der Unterricht über 24 Wochen ausgedehnt. Für

das verflossene Jahr waren drei Unterrichtsbezirke gebildet: für jeden Bezirk verteilte sich der Unterricht auf 6 Tage. Er begann werktäglich um 10 Uhr und dauerte bis 2 Uhr, während welcher Zeit die Schülerinnen das selbst bereitete Mittagmahl in der Schule einnahmen. Die Schülerinnen besuchen an den Unterrichtstagen zunächst den schulpflichtigen Unterricht in der Volksschule und gehen dann zusammen so zeitig zur Haushaltungsschule, daß sie bequem den Schulort erreichen können. Die Schülerinnen kommen jede Woche einen Tag zum Unterricht. Die Verpflegung der Kinder am dem Unterrichtsorte erfolgt mit den dort hergerichteten Speisen. Nach ministerieller Anordnung wohnt diesem Unterricht der Charakter eines für die Kinder allgemein verbindlichen Unterrichtsgegenstandes bei, so daß ein unentschuldigtes Ausbleiben nach den für Schulverhältnis gegebenen Vorschriften zu ahnden ist. Von der Abhaltung der bisherigen 8wöchigen Wanderturse für die schulpflichtige weibliche Jugend während der Wintermonate des Berichtsjahres mußte mangels genügender Beteiligung infolge des Krieges Abstand genommen werden. Die Hauswirtschaftslehrerinnen wurden in dieser Zeit zur Tätigkeit bei der Kriegsfürsorge herangezogen. In Braubach befindet sich eine eigene Haushaltungsschule für junge schulpflichtige Mädchen. In Oberlahnstein wird eine Kochschule unterhalten, die vom Kreise unterstützt wird. Die 8 Gemeindebeschwestern im Kreise beschäftigen sich ebenfalls mit der weiblichen Jugendpflege.

Jugendpflege. Auf Anregung des Kreisausschusses für Jugendpflege ist durch Beschluß des Kreisausschusses des Kreises Höchst ein Lichtbilder-Apparat angeschafft worden. Der Apparat wird den Ortsausschüssen für Jugendpflege bzw. den ihnen angeschlossenen Vereinen unentgeltlich zur Verfügung gestellt. Von der Einrichtung, die zweifellos zur Verlebung der Jugendpflege beiträgt, indem sie Anlaß zur Abhaltung unterhaltender und belehrender Vorträge bietet, wird erfreulicher Weise recht häufig Gebrauch gemacht. In der letzten Zeit macht sich — jedenfalls mit Veranlassung durch die in Aussicht gestellte staatliche Unterstützung — das Bestreben bemerkbar, Jugendheime zu gründen. So ist in Griesheim a. M. und Hattersheim die Errichtung je einer mit einem Jugendheim verbundenen Turnhalle geplant und in Zeilsheim ein Jugendheim für katholische Mädchen (Marienheim) — in Verbindung mit dem Schwesternhaus — bereits eingerichtet. In verschiedenen Turnvereinen des Kreises Höchst sind im letzten Jahre Mädchen-Turnabteilungen eingerichtet worden. Im Allgemeinen hat, nach dem Verwaltungsbericht des Landrats, die Förderung der Jugendpflege im Kreise Höchst einen erfreulichen Fortgang genommen.

Seeadler am Rhein. Seit kurzem hat sich, wie aus Mainz geschrieben wird, am Rhein ein seltener Gast eingestellt, der Seeadler. Man hat Gelegenheit, den Vogel in zahlreichen Exemplaren in den schilf- und waldreichen Gegenden der Rheinufer zu beobachten, namentlich an den stillen Ufern des „Altrheins“ bei Stockstadt und Erfelden. Wiederholt wurden Seeadler bei dem Raube von Hasen, Nehtälbern, Gänzen und Enten betreffen, so daß er der Wasser- und Landjagd überaus schädlich geworden ist. Er nistet auf hohen Bäumen in der Nähe des Wassers. Bei vorstehender Meldung ist wieder das das Interessante, so schreiben recht bezeichnend die „Blätter für Naturschutz und Heimatpflege“, Berlin S. 61, daß der Berichtersteller nicht etwa seiner Freude darüber Ausdruck gibt, daß eine so seltene und stolze Erscheinung, wie der Seeadler es ist, sich am Rhein gezeigt hat, sondern daß in der Notiz selbstverständlich ausdrücklich hervorgehoben werden muß, daß der betr. Seeadler „der Wasser- und Landjagd überaus schädlich geworden ist.“ Wir möchten zu der Notiz ganz allgemein bemerken, daß der Seeadler vornehmlich von Fischen lebt, die er natürlich in vollem Umfange nur im Sommer erbeuten kann. Im Winter, wenn Seen und Flüsse zugefroren sind, muß er schon notgedrungen zu anderer Nahrung greifen, wenn er nicht verhungern will, und das kann man von ihm ja nicht verlangen. Der Seeadler „vergreift“ sich also dann an anderen Tieren. Er frisst aber dann auch Füchse, Katzen, Kanarienvögel und Ratten zu erbeuten. Wenn fällt er auch auf Hasen. Also auch hier zeigt sich wieder, wie kein Tier unbedingt schädlich oder unbedingt nützlich ist. Vögel, Hasen und Rehe vermögen in Schonungen, Kulturen und auf Saatden durch Abfressen, Verbeißen, Zerstampfen und Beschädigen ebenfalls merkwürdigen „Schaden“ anzurichten und doch fällt es Niemandem ein, sie einfach als „schädlich“ hinzustellen.

Der Nachdruck der in einem * versehenen Beiträge ist nur mit genauer Quellenangabe erlaubt, der Abdruck aller anderen Original-Artikel ohne Genehmigung der Schriftleitung nicht gestattet.